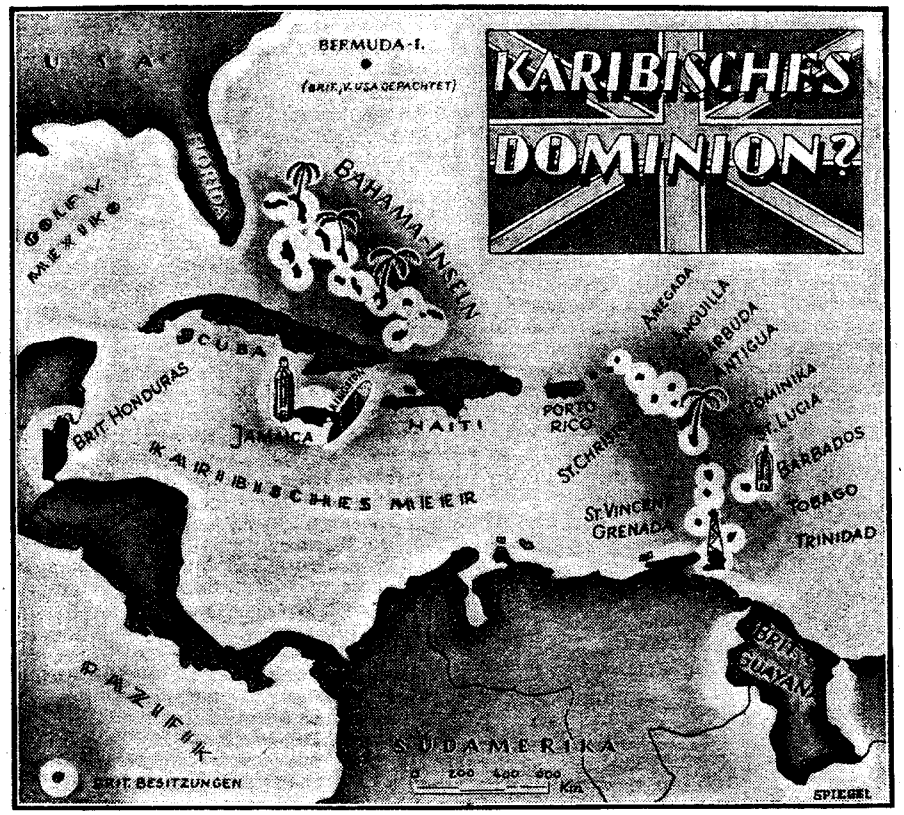



Wenn das Karibische Dominion tatsächlich zustande kommt, wird es nach Flächeninhalt und Bevölkerung das kleinste der selbständigen Commonwealth - Glieder. Denn ohne die beiden erwähnten Festland-Kolonien bedecken die Inseln nur 33 000 Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von etwas über zwei Millionen, von der die Hälfte auf Jamaica entfällt. Guyana und Honduras haben zwar eine Fläche von 253 000 Quadratkilometer, aber nur knapp eine halbe Million Bewohner.

Viele der Inseln, die von Anfang des 17. bis Ende des 18. Jahrhunderts britischer Besitz wurden und fast alle in der Zeit vor der Erfindung des Rübenzuckers florierten, sind auch heute wirtschaftlich noch wichtig. So Trinidad wegen seines Erdöls und Asphalts, Jamaica für Kaffee, Tabak, Zucker und Rum, die Bahamas für Schwämme, Südfrüchte, Schildpatt und Edelhölzer, Barbados für Rum und Baumwolle. Die Bermudas schließlich empfehlen sich als Winterkurort für dollarverzehrende Amerikaner.

Bei der Nutzbarmachung karibischer Naturschätze hilft Englands Wirtschaftspolitik tatkräftig nach. Creech-Jones' Kollege Strachey, der Ernährungsminister, begab sich mit einem großzügigen und zunächst kostspieligen Erdnuß - Projekt auf das Kolonial-Gebiet.

Politisch-psychologisch wird viel getan, den farbigen Gentleman couleurfähig zu machen. Es gab in England scharfe Urteile für Obdachverweigerung gegenüber Farbigen.

Die große Afrika-Konferenz, die in der ersten Oktoberhälfte eine imposante Schar von Neger - Potentaten mit Gefolge im Londoner Lancaster-Haus versammelte, war mehr als eine bloße Prestige-Angelegenheit. Zwar soll — und wird — sie zunächst und in erster Linie zu rascherer Erschließung und engerem Anschluß Afrikas an das Mutterland führen. Sie war aber auch eine würdevoll-englische All-round-Verbeugung vor dem farbigen Teil der Völkerfamilie.

Alles deutet darauf hin, daß Großbritannien es in seiner Kolonialpolitik jetzt ernstlich und zielbewußt „andersherum" versucht. Nicht zum erstenmal. England hat als erste Großmacht 1807 den Sklavenhandel verboten. 1833 hob es alle Sklaverei in seinen Besitzungen auf.

Es sind die Urenkel dieser Sklaven, denen das Mutterland nach der Freiheit nun auch die Gleichheit zuspricht, zum Teil freilich noch in Armut und Unsicherheit. Ob auch die Brüderlichkeit — das wird vorerst an britischen Kaminen noch nicht diskutiert.

## UNO-Rindvieh-Schlacht-Aktion

**Ein verbotener Genuß**

Im Treuhänderschaftsrat der UNO ist das Schaltwerk der Menschheitsverbesserungs-Maschinerie auf Alarm gestellt worden. Es geht um Ruanda-Urundi, das belgische 54 000-qkm-Mandatsgebiet im Nordwesten von Ex-Deutsch-Ostafrika. Es geht um die dreieinhalb Millionen Neger, die dieses Gebiet zum dichtestbesiedelten von ganz Afrika machen.*) Sie sind in höchster Gefahr. Eine Million Kühe bedrohen ihr Leben.

Ein soeben veröffentlichter 167-Seiten-Bericht der vierköpfigen UNO-Mission, die in diesem Sommer die ostafrikanischen Mandatsgebiete inspizierte, enthüllt die alarmierende Tatsache: „Wenn sich in Ruanda-Urundi die Menschen und das Rindvieh weiter so vermehren wie bisher, wird die Lage unhaltbar."

Sie wird unhaltbar, weil in diesem felsigen Hochland Innerafrikas die Kuh mehr bedeutet als der Mensch. Oder in den Worten des Vier-Mann-Komitees: „Außer dem König ist nichts und niemand so viel wert wie das Rindvieh."

*) 64,6 auf den Quadratkilometer

Die Kuh ist die stabile Grundlage des in Ruanda-Urundi herrschenden Feudalsystems, das die Belgier trotz aller demokratischen Erneuerungsversuche in den dreizehn Jahren ihrer Mandatsverwaltung bis heute nicht ausrotten konnten. Die Zahl der Kühe, über die die dunkelhäutigen Notabeln Ruanda-Urundis verfügen, bestimmt stillschweigend die soziale Rangordnung ihrer Besitzer. Sie ist der Angelpunkt aller politischen Beziehungen.

Die Sache wird noch komplizierter, weil die Kuh von den Eingeborenen mit dem Glorienschein der Heiligkeit umgeben wird. Kuhmilch ist ein Objekt inniger Verehrung und darf nur in gewissen Quantitäten getrunken werden. Rindfleisch gar ist ein völlig verbotener Genuß. Vielfach sahen die UNO-Inspizienten Neger zu Füßen ihrer Kühe Hungers sterben.

In Ruanda-Urundi sterben die Kühe bei weitem nicht so häufig wie die Menschen. Sie vermehren sich dafür um so intensiver. Und darin sehen die UNO-Männer die große Gefahr für die dreieinhalb Millionen Bewohner des Landes. Wenn die Entwicklung in dem bisherigen Maße anhält, so meinen sie, dann werden die Kühe über kurz oder lang das Felsenhochland völlig beherrschen.

Diese Gefahr soll nun durch eine große UNO-Rindvieh-Schlacht-Aktion abgebogen werden. Die Neger von Ruandi-Urundi wissen noch nichts von ihrem Glück. Aber in Lake Success wurden schon warnende Stimmen laut.

Sie weisen darauf hin, daß die Männer von Ruanda-Urundi wohl keine Kühe schlachten würden. Aber sie würden sich möglicherweise nicht genieren, statt dessen die UNO-Kuh-Killer zu töten. Menschenfleisch steht in einigen Gegenden Ruanda-Urundis im Gegensatz zu Rindfleisch immer noch hoch im Kurs.

## Zu viel Orangen für Europa

**Das waren Zeiten**

Voriges Jahr um diese Zeit landeten englische Kriegsmaschinen, in friedliche Luftfrachter umgebaut, auf dem Flugplatz von Valencia. Um hernach die Londoner mit den ersten Orangen zu bombardieren. Was vormittags noch die Bäume der blauen Mittelmeerküste vergoldete, funkelte nachmittags schon auf den Marktständen durch den Londoner Nebel. Ende November beginnt in Spanien die Orangenernte.

Dieses Jahr haben es die Engländer weniger eilig. Sie sagen, die Spanier seien mit ihren Waren zu teuer, teurer als andere Lieferanten. Nun schätzt man die Orangenernte diesmal auf mindestens 600 000 Tonnen. Das ist nicht ganz so viel wie im vorigen Jahr, aber wesentlich mehr als vor zwei Jahren. Zweifellos: Es gibt zu viele Orangen für das arme Europa.

England ist seit Kriegsende Valencias Hauptkunde. Im Abstand folgen dann Belgien, Holland und Schweden. Aber da reifen außerdem jedesmal über hunderttausend Tonnen Orangen an der valencianischen Küste heran, die für einen anderen Stammkunden bestimmt sind: Deutschland.

Es stand im Hauptbuch Valencias an erster Stelle. Es hatte das größte Konto. Jedes Jahr kaufte Deutschland gut ein Sechstel der ganzen Ernte allein. Das waren Zeiten, seufzen die in Valencia. Und die in Hamburg. Das Wort „Fruchthof Hamburg" hat in den verlassensten Orangendörfern einen magischen Klang.

Jedes Jahr waren diese „Alemanes" gekommen, waren durch die Gärten ge-

streift, hatten mal da von einem Baum, mal dort eine Frucht gepflückt, aufgeschnitten und gekostet. Und auf saftige Orangen folgten saftige Käufe.

Seit Jahren läßt sich nun kein Deutscher mehr sehen. Die „Alemanes" sind verschwunden. Die Orangen nicht. Die zierlichen Bäumchen haben keine Kenntnis davon genommen, daß sich in dem fernen Alemania einiges geändert hat. Und alle Jahre bleibt dieser Segen übrig und fügt den vielen Problemen, die das spanische Wirtschaftsministerium ohnehin schon hat, einiges hinzu.

Um das zu ändern, wurde inzwischen in Frankfurt beraten oder zumindest vorberaten. Auf deutsch und spanisch. An den Stammtischen der spanischen und auslandsdeutschen Geschäftsleute kreisen die Gedanken und Pläne um einen deutsch-spanischen Handelsvertrag. Es wird ein Clearing erwartet.

Beide Länder sind wirtschaftlich aneinander interessiert. Deshalb ist man optimistisch. Der rührige Unterstaatssekretär im spanischen Wirtschaftsministerium, Tomas Sunner, bereitet sich auf eine Reise nach Frankfurt vor. Er will einen Stab von Spezialisten mitnehmen.

Die Levantiner Orangenbauern, die bisher nur von Hamburg hörten, vernehmen jetzt öfters den Namen Frankfurt. Doch nach Frankfurt schauen auch die Alemanes. Und sogar das alemanische Christkind. Dort wird es entschieden, ob es den Kindern vielleicht gar schon Orangen an den Christbaum hängen kann.

## Lächeln in einem Meer von Tränen

### Elastischer Eckpfeiler Siam

Schon immer hat der Elefant dem Königreich Siam Glück gebracht. Darum ist er auch, wenn er sich durch helle Hautflecken am Ohr als „weißer Elefant" ausweist, das heilige Tier des Königs und darf in Bangkok in prächtigen Stallungen wohnen, direkt neben dem neuen Palast. Aber eine so merkwürdige Glückslast wie dieses Jahr haben die Elefanten noch niemals vor die Stufen des siamesischen Königsthrons geschleppt. Sie brachten Kommunisten. Und leisteten damit der Regierung Siams einen unschätzbaren Dienst.

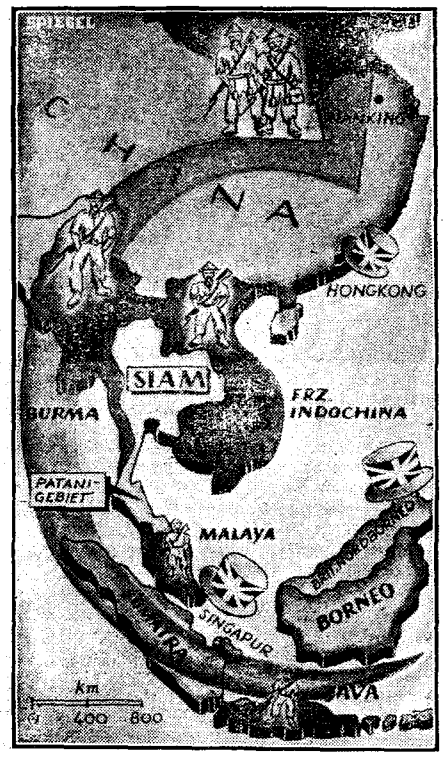
Indiens steckbrieflich verfolgter Kommunistenführer Goschal, der sich in Burma an dem von Moskau inszenierten Aufstand gegen die burmesische Nationalregierung beteiligte, mußte Mitte November zusammen mit dem burmesischen Kommunistenrebellen Than Thun in den Dschungel fliehen. Um den Rückzug ihres Chefs in die unzugänglichen Teile Zentralburmas zu ermöglichen, entführten burmesische Kommunisten einer englischen Holzfirma 49 Arbeitselefanten. Mit dieser Karawane zogen sich Goschal und Than Thun in das benachbarte Siam zurück.

In jenen Ländern Südostasiens, die eine *nationale, von dem östlichen Kominform* unbeeinflußte Politik zu führen versuchen, wird solche Fracht im allgemeinen nicht *als Gabe des Himmels angesehen.* Bei Siam liegt der Fall etwas anders.

Eigentlich heißt das Land gar nicht mehr Siam. Schon vor dem Kriege taufte es sich in Muang T'ai („Land der Freien") oder „Thailand" um. Als das Land 1942 an der Seite Japans in den Krieg eintrat, rächte sich der Westen, indem er das Wort „Thailand" in den Müllkasten warf und offiziell wieder von Siam sprach. Jetzt aber hat Bangkok erneut beschlossen, das Land Thailand zu nennen, und der Westen hat das anerkannt.

Die Aufbesserung der siamesisch-alliierten Beziehungen begann damit, daß Siam schon zu Neujahr 1946 einen regelrechten Friedensvertrag erhielt, fast zwei Jahre früher als irgendein anderer Staat, der an der Seite Deutschlands oder Japans gekämpft hatte.

Siam mußte die Gebiete herausrücken, die es während des Krieges Malaya, Burma und Indochina abgeknöpft hatte. Es mußte sich zur Kompensation für kriegsbeschädigtes britisches Eigentum in Siam bereit finden und wirtschaftliche Zusammenarbeit wie vor dem Kriege versprechen. Es mußte sich weiter verpflichten, den Kra-Kanal auf der malayischen Halbinsel nicht ohne vorherige englische Zustimmung zu bauen. Die Zustimmung wird nie erteilt werden. Denn der Kanal würde das Ende Singapores bedeuten.




Dann ging es Schlag auf Schlag. Noch im gleichen Jahr verwandelte England seine *Gesandtschaft in eine Botschaft. Indien* räumte Siam einen dreiprozentigen Kredit von 50 Millionen Rupien (etwa 3¾ Millionen Pfund Sterling) ein. Im Januar 1948 wurde Siam schließlich als erster und bisher einziger besiegter Staat in die UNO *aufgenommen.*

Die achtzehneinhalb Millionen Siamesen sind mit wenigen Ausnahmen königstreu. Zwar wurde 1932 die absolute Monarchie des Königs Prajadhipok beseitigt und der Herrscher drei Jahre später des Landes verwiesen. Aber als sein Nachfolger, der junge König Ananda Mahidol, vor zwei Jahren im Schlafzimmer des Königspalastes erschossen aufgefunden wurde, herrschte im Land des weißen Elefanten allgemeine Trauer*). Für *seinen Bruder, den in der* Schweiz studierenden 21jährigen Bhumibol Adulyadej (vergl. Spiegel Nr. 45/48), führen augenblicklich fünf „oberste Staatsräte" die Herrschaft. An der Spitze dieses Regentschaftsrates steht Prinz Jainat von Rangsit, der mit einer Deutschen verheiratet ist.

Der eigentliche Herrscher Siams ist aber heute Feldmarschall Pibulsonggram**). Er regiert seit dem Staatsstreich vom November 1947 mit Hilfe der Armee und der „Recht-ist-Macht"-Partei. Seit er 1932 den königlichen Absolutismus beseitigte, ist Pibul bald vor, bald hinter den Kulissen der stärkste Mann Siams.

Als Premierminister ging er im Kriege mit den Japanern und ließ sich vom Mikado den Ehrenrang eines japanischen Generalmajors verleihen. Als aber die Alliierten unter Lord Mountbatten in Burma vordrangen, förderte er diskret die antijapanische Widerstandsbewegung. 1944 trat Pibul zurück, um aus dem Hintergrund dem Sieg der Alliierten zuzuschauen. Dafür kehrte er anno 47 als „unverbrauchte" Kraft wieder an die Macht zurück.

Moskau war gegen ihn, die Amerikaner blieben mißtrauisch, aber die Engländer nahmen ihn als Mann der Ordnung hin. Obwohl er mancherlei Anklänge an andere Diktatoren zeigt, für die England sonst gar nichts übrig hat.

Pibul wurde von den Briten unter der Bedingung geduldet, Siams Wirtschaft soweit intakt zu halten, daß das Land seine für die Bevölkerung Malayas und Burmas lebenswichtige Reisausfuhr aufrechterhalten könne. Das hat er getan. Und dann kamen die mit Kommunisten beladenen Elefanten und halfen ihm ein gutes Stück über das bloße Geduldetwerden hinaus.

Wenn Siam keinen Reis mehr liefern kann, müssen die Kulis in Malaya und Singapore hungern und werden rebellisch. Das ist das eine Machtmittel des friedlichen buddhistischen Königreichs. Das andere liegt in der verhältnismäßig liberalen Behandlung der Kommunisten.

Allein in Bangkok, dem Venedig Südostasiens, gibt es etwa 20 000. Sowjetrußland hat im Mai dieses Jahres seine Chance erkannt und dort eine eigene Gesandtschaft eingerichtet. In den Händen des Gesandten Sergej Njemtschina und seines 42köpfigen Personals (für 17 im Lande wohnende Russen) laufen viele Fäden aus Burma, Indochina, Malaya und Indonesien zusammen. Marschall Pibul hat das nicht verhindert.

Als auf der Habinsel Malaya kommunistische Unruhen ausbrachen, die Leben und Eigentum der britischen Gummiplantagen-Besitzer und den Betrieb der Zinngruben gefährdeten, machte die britische Militärpolizei bald zahlreiche kommunistische Agenten dingfest, die geradewegs aus Siam gekommen waren. Die Briten nahmen Verhandlungen mit Siam auf und veranlaßten Marschall Pibul, eine Spezialtruppe von 2000 Mann an die siamesische Südgrenze zu schicken. Sie sollte dort jene Banditen- und Schmugglernester ausheben, die nach Ansicht des britischen Nachrichtendienstes den aus britisch-malayischem Gebiet vertriebenen Kommunisten als Unterschlupf dienten. Siam erfüllte diesen Wunsch, aber — wie den Engländern schien — ein wenig zögernd und nicht gründlich genug.

Dagegen brachte Marschall Pibul bald darauf beim britischen Gesandten in Bangkok gewisse Sorgen zur Sprache, die

*) Bis heute konnte noch nicht geklärt werden, ob der König durch Mord, Selbstmord oder nur durch einen Unfall ums Leben kam. Anandas Leiche ist im Bangkoker Königspalast aufgebahrt. Sie soll erst im Jahre 2492 feierlich verbrannt werden. In Siam gilt die buddhistische Zeitrechnung, und im Augenblick schreibt man das Jahr 2491.

**) Wie ein Londoner „Spiegel"-Korrespondent auf Anfrage von der siamesischen Botschaft in London erfuhr, wird der Name des Marschalls im Gegensatz zur Schreibweise fast der gesamten Weltpresse nur in einem Wort geschrieben. Der Name wird auf der zweiten und vierten Silbe betont. Die Engländer nennen Siams Regierungschef manchmal etwas respektlos „Marschall Pibbel".